

VON JÜRGEN SCHMIEDER

Es gibt diese wunderbare Straße in Los Angeles, sie schlängelt sich durch die Hollywood Hills, und es heißt immer, dass derjenige, der es zum Mulholland Drive geschafft hat, im Adel der Unterhaltungsbranche angekommen ist. Es gibt ein paar schöne Aussichtspunkte, man kann den Hollywood-Schriftzug sehen, das Griffith Observatory und die Häuser der Stars. Es ist durchaus möglich, dass jemand, der hier angekommen ist und jeden Tag den Mulholland Drive hinabfährt, irgendwann fragt: Und nun? Wohin klettert einer, der ganz oben ist?

Matt Weiner lebt seit ein paar Jahren mit seiner Frau Linda und vier Kindern in den Hollywood Hills, in einer Villa, die mal der Schauspielerin Joan Crawford gehört hat. Er hat sich als Drehbuchschreiber nach oben gearbeitet, bei der Sitcom *Becker* zum Beispiel und dem Mafia-Drama *The Sopranos*. Als Erfinder und Showrunner von *Mad Men* über die US-Werbebranche der Sechzigerjahre stieg er zu einem der anerkanntesten Geschichtenerzähler Hollywoods auf, und er fand im Frühling 2015 ein Ende für diese Serie, das mittlerweile als eines der großartigsten der TV-Geschichte gilt: Der Protagonist Don Draper will an der Westküste zu sich selbst finden, er wird beim Meditieren zum Coca-Cola-Werbespot („I'd Like to Buy the World a Coke“) inspiriert – was ihn letztlich wieder zu dem werden lässt, der er ohnehin schon immer gewesen ist. Weiner fragte sich bereits während der Produktion der letzten *Mad-Men*-Staffel und auch einige Jahre danach: Und nun?

So viele Manuskripte landeten in der Tonne, dass sich Weiner schon um die Bäume sorgte

Er schrieb den Roman „Heather, the Totality“, und seinen Angaben zufolge landeten derart viele Drehbuchversuche in der Tonne, dass er sich Sorgen wegen der Bäume machte, die deshalb abgeholzt werden mussten. Womit sollte einer schon zufrieden sein, der zuvor eine Serie verantwortet hatte, die allein im Jahr 2012 insgesamt 17 Mal für den Emmy nominiert wurde? Es hätte sich ein *Mad-Men*-Spin-off mit der jugendlichen Sally Draper angeboten, und Weiner scherzt nun: „Ich habe den Sendern mal gesagt: ‚Ich habe eine Serie wie *Mad Men*, nur mit einer Frau in der Pharmaindustrie!‘ Die Leute sagten: ‚Reden Sie nicht weiter! Sofort gekauft!‘ Das wollte ich jedoch nicht, es wäre fatal gewesen.“

The Romanoffs heißt das Projekt, mit dem Weiner nun so zufrieden ist, dass er sie von Freitag an bei Amazon Prime veröffentlicht. Es ist keine Serie im herkömmlichen Sinne, es ist eine Anthologie aus acht Spielfilmen mit jeweils 90 Minuten, die lediglich eint, dass die rund um die Welt verteilten Protagonisten in der Gegenwart fest davon überzeugt sind, Nachkommen der Romanoffs zu sein, jenes Adelsgeeschlechts, das von 1613 bis 1917 in Russland geherrscht hat.

„Ich wollte etwas erschaffen, das zwar einen roten Faden hat, bei dem es aber nicht so bedeutsam ist, in welcher Reihenfolge man es guckt oder ob man mal eine Folge verpasst hat“, sagt Weiner, der sich damit und auch mit dem Veröffentlichungszyklus (die ersten zwei Episoden werden am Freitag freigeschaltet, danach wöchentlich eine neue) dem Trend des Binge-Watching entgegenstellt, es gleichzeitig aber auf die Spitze treibt. Der Zuschauer kann gucken, wann er will, er soll auch gucken, was er will – und wenn er was verpasst, dann ist das auch nicht so schlimm.

Die ersten beiden Folgen (wie immer äußert sich Weiner geheimnisvoll über sein Schaffen und verrät nicht, ob er die Handlung



The Romanoffs erzählt auch von Menschen, die sich für etwas Besseres halten.

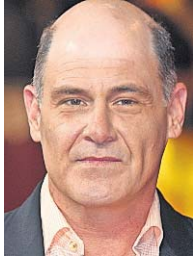
FOTO: CHRISTOPHER RAPHAEL / AMAZON PRIME VIDEO

Oben bleiben

Nach dem Erfolg von „Mad Men“ hat Drehbuchautor Matt Weiner lange nach einer neuen Serienidee gesucht. Jetzt starten die „Romanoffs“

gen am Ende zusammenführt) deuten an, dass es eine triumphale Rückkehr sein könnte. Das liegt an fantastischen Schauspielern wie Aaron Eckhart, Corey Stoll und Kerry Bishé, es liegt auch an den wahnwitzigen Kulissen und Kostümen (es gab ein Budget von 70 Millionen Dollar), vor allem aber am Geschichtenerzähler Matt Weiner, der wieder die großen Themen in kleinen Momenten findet, in den Sorgen seiner Figuren. „Ich will nie politisch sein“, sagt er: „Aber es kann eine Figur geben, die sich für Politik interessiert – dann geht es um Politik.“

Die Figuren in *The Romanoffs* halten sich für was Besseres, sie glauben, das Leben schulde ihnen etwas, ohne dass sie



Matthew Weiner, geboren 1965 in Baltimore, erfand die 2007 zum ersten Mal ausgestrahlte Serie Mad Men. Sein erster Roman erschien unter dem Titel Alles über Heather 2017 auf Deutsch. FOTO: AFP

selbst etwas dafür tun müssten. Es wären witzige, bissige und sarkastische Geschichten, gäbe es da in der realen Welt nicht ein paar Menschen, die glauben, ihnen sei alleine aufgrund ihres Geschlechts, ihrer Hautfarbe, ihrer Staatsbürgerschaft oder ihrer Religion ein besseres Leben vergönnt. Eine Zeit eben, in der US-Präsident Donald Trump behaupten darf, dass es „eine gruselige Zeit für junge Männer sei“.

Weiner spricht das nicht direkt an, sondern entwickelt seine Kommentare subtil in seinen Figuren. Und er arbeitet seine Vergangenheit auf, schließlich ist sein Name im Zuge der „Me Too“-Debatte genannt worden: Die Autorin Kater Gordon hatte ihm im November 2017 vorgeworfen, dass er während der Arbeit an einer *Mad-Men*-Episode gesagt habe, dass er es mittlerweile verdient habe, sie mal nackt zu sehen.

Das führte zu heftigen Debatten darüber, wie es im sogenannten Writers' Room zugehen dürfe, also beim gemeinsamen Drehbuchschreiben, das ein intimer Prozess sein kann. Es ging in *Mad Men* in beinahe jeder Episode um Sex, um Machtmissbrauch, um Misogynie, die Serie ver-

schoß die Grenzen des Geschichtenerzählens. Aber welche dieser Grenzen darf man selbst überschreiten und wann wird aus kreativer Genialität doch sexuelle Nötigung? Nun, Gordon fühlte sich ganz offensichtlich belästigt. Weiner sagt, er könne sich nicht exakt an den Vorfall erinnern, doch es sei ihm nach Gesprächen mit anderen Mitarbeitern bewusst geworden, dass er sich als Showrunner immer wieder daneben genommen habe.

Weiner, 53, war bei *Mad Men* ein Alleinherrscher, er bestimmte alles und wurde dafür bewundert und gefürchtet. Nun gibt es in *The Romanoffs* eine Figur in der zweiten Folge, die ein bisschen an ihn erinnert: höflich, verführerisch, charmant, klug, aber auch prahlerisch und aufbrausend und ständig mit der eigenen Unsicherheit kämpfend. Weiner findet das Große im Kleinen, und das kann auch mal eine Aufarbeitung seiner selbst sein. *The Romanoffs* ist ein großer Kommentar zur Welt und den Menschen heutzutage, und die Serie wird ziemlich sicher dafür sorgen, dass Weiner sein Haus in den Hollywood Hills wird behalten dürfen.

Ein Zeichen für Pressefreiheit

Warum Zeitungen gerade ihre Schriftarten ändern

Allein 2018 wurden weltweit mehr als 150 Journalisten verhaftet und über 140 Medienorganisationen, darunter viele Tageszeitungen, zensiert oder komplett geschlossen. Um die Öffentlichkeit für das Thema Pressefreiheit zu sensibilisieren, initiierte das Netzwerk „Reporter ohne Grenzen“ das Projekt „Fonts for Freedom“: Deutsche Zeitungen veröffentlichen einzelne Seiten – Seiten wie diese – einmalig in der Schrift eines betroffenen Blattes. Ein Gespräch mit dem Geschäftsführer von „Reporter ohne Grenzen“, Christian Mühr.

SZ: Herr Mühr, was ist die Idee hinter der Aktion „Fonts for Freedom“?

Christian Mühr: Wir versuchen immer wieder, Situationen und Entwicklungen abseits der abstrakten Zahlen darzustellen, die über inhaftierte Journalistinnen und Journalisten oder Medien unter Druck existieren. Eine Idee, die im Gespräch mit der Agentur Serviceplan aufkam, war, dass wir die Schriften von geschlossenen Medien aus ganz verschiedenen Teilen der Welt rekonstruieren und damit ein Zeichen für die Pressefreiheit setzen wollen.

Sie haben die Aktion auch anlässlich des Staatsbesuchs des türkischen Präsidenten Erdoğan Ende September gestartet und während seiner Anwesenheit in Berlin mobile Plakate mit den Schriftzügen produzieren und aufstellen lassen. Wir wollten die deutsche Öffentlichkeit daran erinnern, wer da kommt. Denn Erdoğan ist aus Sicht von „Reporter ohne Grenzen“ ein Feind der Pressefreiheit, als solchen haben wir ihn schon vor zwei Jahren auf unsere Liste gesetzt. Aber wir wollten auch bewusst ein Zeichen in der Türkei setzen.

„Uns geht es darum, ein Menschenrecht zu verteidigen.“

Wie reagierte die Türkei darauf?

Türkische Medien haben über die Aktion berichtet, die Tageszeitungen *Cumhuriyet* und *Hürriyet* schrieben darüber, zum Teil auf ihren Titelseiten. Selbst die Zeitung *Sabah*, ein regierungsnahes Medium, hat sich mit der Kampagne beschäftigt. Kritisch zwar, aber auch dadurch wurde sie zum Thema. Von Kolleginnen und Kollegen aus der Türkei habe ich unmittelbare Rückmeldungen bekommen, die sich für die Solidarität bedankten. Die große Sorge von Journalisten in der Türkei ist nämlich, dass nach der Freilassung von Deniz Yücel und Meşale Tolu international vergessen werden könnte, was in der Türkei passiert. „Fonts for Freedom“ ist ein Symbol dafür, dass wir weiter hinschauen.

Die Welt und die taz haben diese Solidarität bereits in einer ihrer Ausgaben zum Ausdruck gebracht. Zeigen auch internationale Medien Interesse an der Initiative? Forciert haben wir das bislang nicht, weil unser unmittelbarer Anlass zunächst der Erdoğan-Besuch war. Aber ich will nicht ausschließen, dass sich größere Kreise ziehen. Es soll schließlich ein dauerhaftes Projekt sein und keine einmalige Kampagne.

Die rekonstruierten Schrifttypen stammen nicht nur von türkischen Zeitungen.

Auch Medien aus Aserbaidshan, Kambodscha, Tansania sind von Zensur betroffen. Wonach entscheidet ein Unterstützer Ihrer Kampagne, welche Schrift für welchen Zweck er oder sie wählt?

Ob man die Schriftarten von *Taraf* oder *Özgür Gündem* nutzt, weil man eine linksliberale Linie unterstützt, bleibt der eigenen Interpretation überlassen. Wichtig ist zu wissen, dass „Reporter ohne Grenzen“ nicht bestimmte Inhalte verteidigt, weder linke noch rechte. Uns geht es darum, Pressefreiheit als ein Menschenrecht zu verteidigen.



Christian Mühr ist Journalist, Menschenrechtsaktivist, Experte für internationale Medienpolitik und seit 2012 Geschäftsführer von „Reporter ohne Grenzen“. Er lehrt als Dozent in der journalistischen Weiterbildung im In- und Ausland. FOTO: RÖG

Die SZ nutzt das Schriftbild der Zeitung Taraf. Welche Geschichte verbirgt sich hinter diesem Namen?

Taraf ist eine liberale Zeitung in der Türkei gewesen, auch liberal gegenüber dem, was die AKP gemacht hat, die Partei von Erdoğan. Bis zu seinem Amtsantritt als Staatsschef stand die AKP ja durchaus für eine Öffnung und Liberalisierung in vielen Bereichen der Türkei. Das hat leider eine tragische Entwicklung genommen. Verboten wurde *Taraf* dann wenige Wochen nach dem Putschversuch Ende Juli 2016, weil ihr Verbindungen zur Gülen-Bewegung unterstellt wurden, was im Prinzip nicht belegbar ist. Wie in den allermeisten Fällen.

Was passierte mit der Belegschaft nach dem Verbot?

Der Chefredakteur Ahmet Altan wurde im Frühjahr dieses Jahres zu lebenslanger Haft verurteilt. Ihm wurde aufgrund seiner publizistischen Tätigkeit als Chefredakteur Beteiligung an dem Putschversuch unterstellt. Das ist ein tragischer Fall, weil Altan 68 Jahre alt ist und weil lebenslange Haft ein Urteil von unfassbarer Brutalität ist.

Kann man sich an der Aktion für die Pressefreiheit denn auch als Privatperson beteiligen?

Auf der Webseite zum Projekt bieten wir die rekonstruierten Schriften an, die sich jederzeit herunterladen und für seine Textverarbeitung nutzen oder auf sozialen Medien teilen kann.

INTERVIEW: CAROLIN WERTHMANN

Als Symbol der Pressefreiheit erscheinen die Überschriften auf dieser Seite in der Schriftart einer verbotenen Zeitung. Setzen auch Sie ein Zeichen: fonts-for-freedom.com

REPORTER OHNE GRENZEN
FOR HUMAN RIGHTS

FFONTS FOR FREEDOM
FFF

Reporter ohne Grenzen e.V. | www.reporter-ohne-grenzen.de
Spendenkonto:
IBAN DE26 1009 0000 5667 7770 80, BIC BEVODE33

NACHRICHTEN

Rekord in der Mediathek

Die Serie *Babylon Berlin* ist das erfolgreichste Angebot in der Mediathek von Das Erste. Vom Start der historischen Krimiserie am 30. September bis einschließlich Montag, 8. Oktober, sind die sechs bisher gezeigten Folgen rund 3,39 Millionen Mal abgerufen worden; das ist mehr, als jedes andere Angebot in der Mediathek und auf der Webseite innerhalb von neun Tagen verzeichnen konnte, wie der Sender mitteilte. Die Messungen beziehen sich auf PC und Laptops, nicht aber auf Tablets und Smartphones – auch die Verweildauer der Nutzer in der Mediathek wird nicht erfasst. Auch die Webseite zur Serie wurde den Angaben zufolge außergewöhnlich stark nachgefragt. **DPA**

Snapchat macht Serien

Der Betreiber des Nachrichtendienstes Snapchat will gegen sinkende Nutzerzahlen mit neuen Kurzserien vorgehen. Im Herbst würden neue Shows – darunter auch Dokumentationsserien – eingeführt, an denen zusammen mit Hollywood-Produktionsfirmen gearbeitet werde, kündigte Snap an. Das Netzwerk kämpft seit einiger Zeit damit, neue Nutzer zu gewinnen. Die Aktie ist seit Jahresbeginn um 52 Prozent gefallen. Nun will Snap bei den neuen Serien täglich eine fünfminütige Folge veröffentlichen, die auch sechs Sekunden Werbung enthält, die der Zuschauer nicht überspringen kann. Vergangene Woche kündigte Firmenchef Evan Spiegel in einer Mitteilung an seine Mitarbeiter an, auch um ältere Nutzer zu werben; bislang spricht der Dienst vor allem die unter Dreißigjährigen an und ist weit von der Gewinnschwelle entfernt. **REUTERS**

„Zum Glück viele engagierte Bürger“

Wie der Herausgeber von vier Lokalzeitungen in Kalifornien sich Kapital recht erfolgreich direkt bei den Lesern besorgt

scheine aus. Das Ergebnis übertraf alle Erwartungen: Statt der erhofften 600 000 Dollar kamen mehr als eine Million zusammen. Und Atkinson hatte gefunden, was er brauchte.

Er entwickelte einen Fünfjahresplan und setzte den Kapitalbedarf auf 400 000 Dollar fest. Und er griff zu einem ungewöhnlichen Finanzierungsmodell, das die Regierung Barack Obamas möglich gemacht hatte, um kleineren Unternehmen die Geldbeschaffung zu erleichtern – ohne dass sie den komplizierten und teuren Weg des Börsengangs wählen mussten: „Direct Public Offering“, eine Aktienausgabe direkt an interessierte Anleger, in dem Fall an die Zeitungsleser.



„Der Zeitungsmarkt hier ist hässlich“: Rollie Atkinson besitzt vier Lokalzeitungen in Kalifornien – und hat ein interessantes Geschäftsmodell entdeckt. FOTO: W. NIEDERBERGER

im Land. Die Mehrheit wählt Demokraten und sieht sich als Opposition zu Trump.

Das gilt auch für Healdsburg, eine Kleinstadt von 12 000 Einwohnern im Weinanbaugebiet Sonoma. „Facebook und Twitter tragen hier nichts zum öffentlichen Diskurs bei“, sagt Bürgermeisterin Brigitte Mansell. „Wenn die sozialen Medien das gegenseitige Verständnis untergraben, sind lokale Zeitungen umso wichtiger. Wir haben zum Glück viele engagierte Bürger, die eine solche politische offene Plattform schätzen.“ Die Attacken von Präsident Trump auf die Medien tun ein Übriges: „Viele Investoren sehen wegen Trump die Demokratie in Gefahr“, sagt Atkinson. „Sie wollen sich finanziell beteiligen, weil sie die Zeitung als wichtigen Teil der demokratischen Institutionen betrachten.“

Den Stundenlohn hat Atkinson von 15 auf 18 Dollar erhöht, bald sollen es 20 sein

Neben der *Tribune* besitzt das Ehepaar Atkinson drei weitere Lokalblätter entlang des Russian Rivers, der mit seinem Namen auf die russische Geschichte der Region verweist. Siedler aus dem damals noch russischen Alaska bauten im frühen 19. Jahrhundert an der Sonoma-Küste Getreide, Früchte und Gemüse als Vorräte für den langen Winter im Norden an. Die vier Zeitungen mit einer Auflage von knapp 10 000 Exemplaren machten 2017 einen Umsatz von 1,4 Millionen Dollar – und einen kleinen Gewinn von 23 900 Dollar.

Atkinson betritt Neuland. Mehrere größere Zeitungen in der Krise wie der *Boston Globe*, der *Philadelphia Enquirer* und die *Los Angeles Times* wurden von vermögenden Financiers übernommen oder in Stif-

tungen überführt. Atkinson ist aber in den USA der erste Verleger, der sich direkt bei den Lesern finanziert und nach eigenen Angaben die Hälfte des Kapitals beschafft hat. Die Minimaleinlage ist 1000 Dollar. Vorerst bleiben die Stimmrechte bei den Besitzern, eine spätere Übergabe der Zeitung an die Leser ist nicht ausgeschlossen.

Den Stundenlohn für seine Angestellten hat Rollie Atkinson von 15 auf 18 Dollar erhöht, nächstes Jahr sollen es 20 Dollar sein. 15 Dollar pro Stunde machen ein Jahreseinkommen von 34 000 Dollar, so viel etwa, wie ein mexikanischer Arbeiter in den Weinbergen in der Region verdienen kann. Aber ebenso wie die Angestellten der Hotels und der Klinik können sich die Journalisten keine Wohnung in Healdsburg leisten. Angestellte aus San Francisco, die bei Google und Facebook fürstlich entlohnt werden und sich fürs Wochenende Häuser auf dem Land zulegen, haben die Immobilienpreise steil nach oben getrieben. Eine Ironie, die Atkinson nicht entgeht. „Google und Facebook kontrollieren 85 Prozent des Anzeigengeschäfts und machen auch unser Geschäftsmodell zunichte.“

Mary Fricker, eine langjährige Reporterin für das größere Regionalblatt *Press Democrat*, gehört zu den Aktionären der ersten Stunde. „Für eine pensionierte Journalistin sind 1000 Dollar eine große Ausgabe. Aber ich unterstütze Rollie, weil er klassischen Journalismus betreibt. Meinung und Fakten sind klar getrennt. Zeitungen werden nur bestehen können, wenn die Leser der Qualität der Berichte vertrauen“, sagt sie. Mary Fricker schneidet Berichte aus und klebt sie in Erinnerungsalben für ihre Enkelkinder. „Ich hoffe, dass sie sich daran erinnern, wie eine gute Zeitung aussehene hat und was sie der Gemeinschaft gebracht hat.“ **WALTER NIEDERBERGER**